



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Platens Tagebücher

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Platens Tagebücher

**I**ie deutsche Litteraturgeschichte hat die wunderlichsten Wechsel und Wandlungen nicht nur in dem persönlichen Geschick vieler Dichter, sondern auch in der spätern litterarischen Wirkung und Wertschätzung zu Ruhm gelangter Persönlichkeiten gesehen. Ob auch dieser Erscheinung ein geschichtliches Gesetz zu Grunde liegt und in der That aller dreißig Jahre ein plötzlicher Umschwung oder eine allmähliche Umstimmung in der Geltung historisch gewordner Litteraturgrößen eintritt, kann man vorläufig auf sich beruhen lassen; gewiß ist, daß die heftigern Schwankungen des ästhetischen Urteils mit dem Eintritt neuer Strömungen und veränderter Stimmungen im Geistesleben zusammenhängen.

Unter den Dichtern, denen gegenüber ein fast unerklärliches Auf und Ab der Bewunderung und der Verwerfung besonders augenfällig ist, steht August Graf Platen obenan. Der kühlen Gleichgiltigkeit und der von Heine beeinflussten feindseligen Gehässigkeit, die dem Dichter in den dreißiger Jahren entgegengesetzt wurde, folgte seit 1840 „der Jugend Dank, die dichten von ihm lernte,“ wie Franz Dingelstedt in seinem Sonett sang. Der kleine Kreis von Anhängern Platens, die des Dichters Formstrenge und sein Ringen nach sprachlicher Reinheit von Haus aus hochgehalten hatten, erweiterte sich mit jedem Tage; die von Platen gegenüber den Klassikern und Romantikern gepflegte Reinheit des deutschen Reims wurde allmählich ein Kunstgesetz für die gesamte deutsche Lyrik. Die jugendlichen Dichter, die es glücklich dazu gebracht hatten, ü und ie oder d und t nicht ferner zu reimen, meinten alles Ernstes, Bürger, Goethe und Schiller wenigstens in einem Punkte hinter sich gelassen zu haben und datirten von Platen ab ein neues Zeitalter der deutschen Poesie, die ihnen mit der Vereskunst zusammenfiel. Bis in die siebziger Jahre hinein wuchs die Bewunderung Platens um so ungehemmter, als die erfolgreichsten Dichter der Münchner Schule, allen voran Geibel, aus ihrer Schülerschaft ihm gegenüber kein Hehl machten. („Das wollen wir Platen nicht vergessen, daß wir in seiner Schule geseßen!“) Aber in der jüngsten Bewegung trat ein empfindlicher Umschlag ein. Platens Vorzüge erschienen dem Geschlecht, das sich selbst modern nennt, als ganz unwesentlich und untergeordnet, seine Mängel aber als schreiend und unüberwindlich. Das Maß und die edle

Haltung, die den Oden- und Balladendichter auszeichnen, seine stolze Männlichkeit, die keinem Schmerz Gewalt über sich einräumt, die knappe Begrenzung des Gefühlsausdrucks, das Übergewicht strenger Linien über die nur leise angedeuteten Farben in seinen größern Dichtungen sind in den Augen unsrer Naturalisten und Symbolisten Eigenschaften, um die man kein Wort des Lobes verliert. Der Mangel an Lebensfülle und heißer Leidenschaft, an weltfreudiger Phantasie, die kühle, unsinnliche Kürze der Beschreibung, selbst wo sie der Gegenstand zu fordern scheint, verstimmen die einen, die Seltenheit des tiefern Zusammenklangs von Bild und Ton, die Stimmungskargheit, die nüchterne Klarheit und schlichte Bestimmtheit verletzen die andern. Das Geschlecht junger Lyriker, das in Stimmungen schwelgt und Stimmungen mit allen Mitteln zu erwecken sucht, das ein Ideal von den Zauberwirkungen der seltenen Augenblicke hat, wo die Glut der Seele, das Feuer der Einbildungskraft die Sprache umschmelzen und ihr wunderbare Lichter und Funken entlocken, das von der lyrischen Wirkung träumt, in der alles Duft, Farbe, Ton wird, dann freilich mit den traurigsten Surrogaten für Glut und Licht, für Duft und Ton vorlieb nimmt, aber doch einen Instinkt dafür mitbringt, ob ein Dichter diesen Idealen nachringt oder gleichgiltig gegen sie ist, erklärt sich mit großer Leidenschaftlichkeit gegen Platen. Die allegoristische oder symbolistische Dichterguppe, die dem vermeintlichen Tiefsinn und anspruchsvollen Schwulst der Gongora und Marini bis auf einen Hahnenschritt wieder nahe ist, die koloristische Gruppe, die nach Bilderhäufungen trachtet, die im allgemeinen einen silbernen, roten oder blauen Eindruck hinterlassen, die musikalischen Lyriker, die das innerste Geheimnis der Stimmung im Ton suchen, und indem sie nach dem Ton trachten, der „eines reingestimmten Busens innerste Musik enthüllt“ (Platen), es nur zu oft zu einem an Siegmund von Birken und ähnliche Spielpoeten erinnernden Klingklang bringen, verwerfen den Dichter der „Verhängnisvollen Gabel“ und der „Abfassiden“ gänzlich, höchstens lassen sie ihn noch für einen kalten Schönredner gelten, der die Formen der Poesie sich anzueignen, aber sie nicht durch warmen Odem zu beleben gewußt habe.

Bei dieser Sachlage könnte es von besondrer Wichtigkeit sein, daß gerade jetzt eine umfassende Biographie des hart umstrittenen Dichters in Aussicht steht, die L. v. Scheffler in Arbeit hat, und die die seither immer noch halb verdunkelte Gestalt des Dichters ins rechte Licht rücken soll. So viel Aufmerksamkeit das größere oder vielmehr das kleine gebildete Publikum, das an der deutschen Litteratur und ihrer Entwicklung im tiefern Sinne noch Anteil nimmt, für einen Dichter der zwanziger und ersten dreißiger Jahre übrig hat, würde der abgeschlossenen, abschließenden Lebensgeschichte und Charakteristik nicht versagt worden sein, wenn diese im Jahre 1896 oder auch später hervorgetreten wäre. Nach der mehr und mehr herrschend werdenden Auffassung aber, daß die sämtlichen Quellen einer biographischen Darstellung im Druck vorliegen müssen,

ehe man die Darstellung selbst für berechtigt hält, hat als Vorpiel der gehofften Biographie die Herausgabe der Tagebücher Platens\*) begonnen, eines mächtigen Handschriftenchatzes von 18 Bänden, der sich nach mannichfachen Schicksalen jetzt im Besitz der königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München befindet. Ein Auszug aus diesen Manuskriptbänden war von deren früherem Besitzer, dem Geheimen Obermedizinalrat Dr. von Pfeufer in München, dem Erlanger Theologen Engelhardt verstattet und als „Platens Tagebuch“ mit einem Vorwort Pfeufers, der zu Platens Freunden schon in den Erlanger Studententagen des poetischen Grafen gehört hatte, 1860 herausgegeben worden. Gegen diese Veröffentlichung ziehen das Vorwort von G. von Laubmann und die Einleitung von L. von Scheffler gleichmäßig zu Felde. Sie wird eine „grausame Verstümmelung des Originaltextes“ genannt, von dem übrigens die drei letzten Bücher in der Bearbeitung gänzlich unbenutzt geblieben seien. „Die Enttäuschung über »Platens Tagebuch« war eine allgemeine. Weit entfernt, uns den Dichter und Menschen näher zu führen, trug dieses trockne Resumé der Beziehungen Platens zu seinem äußern Leben, seinen Studien, seiner Lektüre nur dazu bei, das abstrakte Bild, das sich das deutsche Publikum vom Verfasser der »Verhängnisvollen Gabel« inzwischen gemacht, zu verschärfen. Man lese zum Beispiel, was ein so feiner Kenner der Menschenseele, Runo Fischer, in »Schellings Leben« über Platen sagt.“ Die Gründe, aus denen die Freunde Platens, Pfeufer, Engelhardt, Graf Friedrich Zugger, die vollständige Veröffentlichung der Tagebücher Platens gesehnt und beanstandet haben, erscheinen den gegenwärtigen Herausgebern unzureichend oder hinfällig, und da sie der Überzeugung sind, daß die Aufrichtigkeit dieser Aufzeichnungen den Zauber der Rousseauschen Bekenntnisse entfalte und mit diesem Zauber auf alle wohlgeschaffnen Menschen wirken werde, so haben sie die wörtliche Mitteilung der so lange ruhenden Handschrift begonnen, deren erster von Platens frühester Jugend bis zum Schlusse des Jahres 1817 reichender Bahn die Kleinigkeit von 875 Seiten umfaßt. Es ist nicht zu übersehen, welchen Umfang die ganze Publikation erreichen wird, aber mit Sicherheit vorauszusagen, daß der Leserkreis dieser Bände nur klein sein kann.

Wir leben in einem Zeitalter, wo tausende und abertausende von Bänden die Büchergestelle der Bibliotheken belasten, in die nach dem Buchbinder, der sie bindet, und dem Bibliothekar, der sie bucht, nie wieder ein Mensch einen Blick wirft. Der Begriff der wissenschaftlichen Treue droht dahin auszuarten, daß die selbständige, urteilende, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das allgemein Bedeutende von dem nur für Einzelne Wichtigen

\*) Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. von Laubmann und L. von Scheffler. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1896.

unterscheidende Thätigkeit nicht mehr statthaft sein soll und jederzeit mit dem Nachweis niedergeschlagen werden kann, daß noch ein Papierzettel oder ein vergilbtes Heft nicht vollständig veröffentlicht sei. In einigen wenigen Fällen gelingt es, die Teilnahme für eine Erscheinung künstlich zu der Höhe zu steigern, daß man sich bequem, eine kleine Bibliothek von Darstellungen und Dokumenten über sie zu lesen, in tausend andern Fällen begräbt man die Erscheinung und alle Teilnahme an ihr unter dem Papierwust endloser Veröffentlichungen. Wir fürchten, daß die „Tagebücher“ Platens eher dem letztern als dem Ausnahmegeischick anheimfallen werden. Doch auch wenn es gelänge, sie zur Basis einer ständig anwachsenden „Platenlitteratur“ zu machen, wenn sie gleich Rousseaus Erinnerungen begeisterte Leser fänden, denen der Unterschied zwischen einem leidenschaftlichen Produkt bewußter litterarischer Kunst und den Memoranden und Diarien des Dichtergrafen mit ihren Bücherverzeichnissen und Übersetzungsversuchen, ihrem phantastischen Freundschaftsbegehren und ihren Selbstbespiegelungen gar nichts bedeutete, so würde die allgemeine Frage, die wir bei dieser Gelegenheit aufwerfen, die Frage, ob es ersprißlich und räthlich sei, die Zahl der bloßen Materialveröffentlichungen ins Ungemessene zu steigern, nur für den besondern Fall beantwortet und keineswegs allgemein erledigt sein. Die Herausgeber haben aus der Unzulänglichkeit des Engelhardtischen Auszugs der Tagebücher die Notwendigkeit gefolgert, die ganzen Aufzeichnungen drucken zu lassen; wir bleiben der Meinung, daß man sich ihres eigentlichen Gehalts, der entscheidenden Zeugnisse für Platens menschliche und dichterische Entwicklung hätte versichern können, ohne sie mit Haut und Haar zu geben. Freilich muß zugestanden werden, daß es einer langen Vertrautheit mit diesen Niederschriften Platens, einer sehr sorgfältigen Abwägung des Gehalts und der Bedeutung der einzelnen Tagebuchblätter bedürfte, um alles, was nach irgend einer Seite hin aufklären kann, einer Auswahl der Tagebücher einzuverleiben. Da es nicht mehr erlaubt ist, auch die tausendste Wiederholung eines alltäglichen Vorkommnisses oder gar eines verliebten Stoßseufzers für wissenschaftlich unwichtig zu erklären, so darf man doch wohl behaupten, daß sich zwischen dem Unentbehrlichen und dem Entbehrlichen unterscheiden lasse. Kürzer und bequemer ist es natürlich, den Lesern die Unterscheidung anheimzugeben und alles, was Platen in einem Augenblicke seines Lebens des Aufschreibens für wert gehalten hat, als Bausteine zu dem Tempel zu betrachten, den jeder Litteraturfreund in seinem Gedächtnis dem Dichter errichten soll.

Der vorliegende erste Band behandelt nur die Kindheit, die Kadetten- und Pagenzeit und die Leutnantstage des poetischen Grafen und endet mit dem Schluß des Jahres 1817, in einem Augenblicke, wo die Unzufriedenheit Platens mit seiner Soldatenlaufbahn immer brennender und leidenschaftlicher geworden war, wo er fühlte, daß er aus der unerquicklichen Öde seines Garnisondienstes, der ihm nie auch nur die leiseste Teilnahme abgewonnen hatte, herausmüsse

und er doch noch keinen klaren Weg vor sich sah, nachträglich zum Universitätsstudium zu gelangen. Während die ersten drei Bücher als „Memorandum meines Lebens“ die Erinnerungen Platens an seine Kindheit, seinen Aufenthalt im Kadettenhause zu München, sein Pagenleben am Münchner Hofe bis zu seiner Ernennung zum Offizier zusammenfassen, das vierte und das fünfte Buch, das Jahr vom April 1814 bis zum April 1815, schon eine Reihe von Tagebuchblättern in deutscher und französischer Sprache und dazwischen wieder summarische Berichte und Auszüge aus den Tagebüchern enthalten, beginnen mit dem sechsten Buche die „Diarien,“ die die Teilnahme Platens an dem unblutigen Feldzug in Frankreich schildern (das bairische Armeekorps betrat den feindlichen Boden erst nach der Schlacht bei Waterloo und dem zweiten Sturze Napoleons), sehr ausführliche Aufzeichnungen über den beschwerlichen Rückmarsch nach Baiern, das Wiedereinleben in München, den erneuten Zwiespalt zwischen dem soldatischen Beruf des jungen Grafen und seinen litterarischen Neigungen mit hundert und tausend Einzelheiten einschließen. Die erste größere Unterbrechung der Eintönigkeit seines Münchner Garnisonlebens bringt das zehnte Buch, das die Diarien einer vom 28. Juni bis 3. August 1816 unternommenen Schweizerreise enthält. Dann folgen wiederum drei Bücher Münchner Tagebuchblätter vom August 1816 bis zum Mai 1817, Niederschriften zum Teil sehr düstern Charakters, die sich bis zu dem Geständnis vom 1. April 1817 steigern: „Wenn ich mich auch von Zeit zu Zeit ermanne, immer häufiger werden die Rückfälle in eine tiefe Melancholie, und Gedanken des Todes und Selbstmords beherrschen mich fast ausschließlich. Oft hält mich nur die Schonung für meine Eltern zurück. Mein Vater ist alt und krank, meine gute Mutter sehr kränklich; sie schrieb mir heute, daß sie sich nie mehr ganz erholen würde. Bald werden die einzigen Personen von mir scheiden, die mich lieben, dann bin ich frei. Wir scheinen nur darum geboren, um alles verlieren zu müssen. Wer sind wir? Was sollen wir? Woher kommen wir? Wohin gehen wir? »Keine Antwort, diese Fragen greifen finster in die Finsternis hinein.« Welche Prüfung für den schwachen Menschen, auf diese Erde gepflanzt zu sein, ohne Stütze, an die er sich halten könnte; ohne Hoffnung, auf die er bauen dürfte! Oft fühl ich mein Inneres im stürmischen Aufruhr. Dann entdecke ich den Keim aller Laster in meiner Brust; ich lästere die Gottheit selbst; ich hasse die Menschen, ich verachte mich selbst. Wurden wir nicht, um zu leiden, wurden wir nicht, um zu sterben? Je früher, desto besser.“

Das Idyll im Pfarrhause von Schliersee vom 1. Mai bis zum 12. Oktober 1817 weckt wieder andre Töne in der Brust des noch nicht Einundzwanzigjährigen. Er genoß die Stille, die ungestörte Arbeitszeit, die Natureindrücke des Landlebens in vollen Zügen und seufzt noch im November, in die alten Münchner Verhältnisse und Pflichten zurückgekehrt: „Wie sehr ich, seit ich

wieder hier bin, den Mangel an Zeit fühle, kann ich nicht beschreiben. Ich sollte so vieles thun, ich habe so vieles angefangen; aber ich komme zu nichts. O warum läßt sich nicht immer in Schliersee leben! Warum kann ich nicht den Studien leben, die ich so liebe!" Die letzten Münchner Aufzeichnungen vom Schluß des Jahres 1817 lassen schon keinen Zweifel mehr, daß Platen über kurz oder lang die hellblaue Uniform ausziehen und sich den Dingen hingeben wird, von denen seine ganze Seele erfüllt ist. Die Bewilligung von sechshundert Gulden jährlich für das Studium in Würzburg war ihm freilich vor der Hand abgeschlagen worden, aber da er wußte, daß er nicht „ewig in dieser Karriere bleiben könne," so mußte sich über kurz oder lang zum Willen der Weg finden.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe der ersten vierzehn Bücher seiner Aufzeichnungen geht zur Genüge hervor, daß bei mäßigen äußern Erlebnissen die innerliche Entwicklung, die sich in Platens Memoranden und Diarien spiegelt, die Hauptsache sein muß. Und nun ist der unbefangene, wahrhaften und tiefern Anteil an dem Dichter nehmende Leser vor die peinliche Wahl gestellt, entweder die endlose Erzählung von tausend Einzelheiten, die für den jungen ehrgeizigen, wenn auch nicht soldatisch ehrgeizigen, nach Vertiefung seines Wesens und Steigerung seiner Bildung ringenden Offizier wichtig sein mochten, für uns aber beinahe nichtig sind, in den Kauf zu nehmen oder aber beim raschen Blättern Betrachtungen und Bemerkungen zu übersehen, die für die Charakteristik des Dichters wirklich etwas bedeuten. Wenn schließlich für die richtige Bewertung und Würdigung dieser Tagebücher der Biograph auswählend und wegweisend doch das Beste thun muß, was ist mit der Veröffentlichung in diesem Umfang gewonnen?

Was zuerst als eine wirkliche Tragik im Leben des Dichters in die Augen fällt, ist die durch die verhängnisvollen politischen Zustände des zerfallenden alten deutschen Reichs herbeigeführte Vaterlandslosigkeit des jungen Platen. Aus alter hannoverscher Familie entsprossen, war sein Vater, Graf August Philipp Platen, als Oberforstmeister des letzten souveränen Markgrafen von Ansbach-Bayreuth nach Ansbach berufen worden. Noch vor der Geburt des Dichters (24. Oktober 1796) hatte Markgraf Karl Alexander seine fränkischen Fürstentümer an das verwandte preußische Königshaus abgetreten, und so wurde Platen als Angehöriger der preußischen Monarchie geboren. Der Tilsiter Friede von 1807 besiegelte die Abtretung Ansbachs an Baiern, die schon im Februar 1806 durch die französische Besetzung des Landes eingeleitet worden war. Während der Knabe mit seinen Eltern und vielen befreundeten Häusern in Ansbach den Zusammenbruch der Monarchie Friedrichs des Großen aufs schmerzlichste empfand, wurde er ins Münchner Kadettenhaus gebracht. Man mußte sich wohl oder übel den neuen Verhältnissen anbequemen. Doch als Page am Münchner Hof wie später stand der Heranwachsende diesen neuen

Verhältnissen kühl und kritisch gegenüber, er empfand aufs tiefste die Schmach der Rheinbundszeit, setzte alles Vertrauen auf den deutschen Patriotismus des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Ludwig, und wurde so zwar ein guter Unterthan des Königs Max von Baiern und ein bairischer Offizier, aber kein Baier. Die tiefe, innige Anhänglichkeit an überlieferte Verhältnisse blieb ihm fremd, alle Blut seines jungen Herzens gehörte dem Gesamtwaterlande; im Jahre 1809, als in Baiern die Rheinbundsbegeisterung für den erhabnen Protektor Napoleon I. aufs höchste gestiegen war, wünschte der Knabe den österreichischen Truppen Heil und Segen und allen Welschen den Untergang, wenn auch die Baiern mit ihnen verbündet waren. Als er im März 1814 das Pageninstitut verließ und den Dienst bei Hofe, der ihm angenehme Eindrücke hinterlassen und an dessen bunten, lachenden Farben er sich ergötzt hatte, mit dem Dienst im Heer vertauschte, trennte er sich zwar „so ungerne von seinem Galakleid als weiland Werther von seinem blauen Frack, in dem er Lotten zum erstenmal gesehen hatte,“ rühmte auch die Güte des Königs Max Joseph, pries es aber doch vor allem, daß Baiern jetzt im Heerlager der Gegner Napoleons stand, und hatte also nicht den leisesten Anhauch von dem Landstrebtsbewußtsein, das die bairischen Offiziere aus der Schule Wredes und Deroy's mitbrachten. Er klammerte sich an die Gefinnungen, die Kronprinz Ludwig als „Empfindungen eines deutschen Fürsten beim Ausmarsch der Nationalgarde“ in einem von der Zeitung für die elegante Welt 1814 veröffentlichten Gedichte aussprach. Aber wie dünn war dies abstrakte Deutschtum; in welchem Widerspruch standen die waterländischen Wallungen des werdenden Dichters mit der Gestaltung der Verhältnisse, wie sie mit dem Weltfrieden eingetreten war, wie wenig glich das Notdach, das deutscher Bund und Bundestag hieß, der Tempelwölbung von Einheit und hohem Nationalgefühl, von der der poetische Offizier träumte! Man braucht nur die Stanzas vom 5. Januar, die längere politische Erörterung vom 7. Februar 1816 zu lesen, von zahlreichen andern Belegstellen abgesehen, um zu fühlen, wie echt die Trauer Platens über den Mangel eines großen, freien Waterlandes war, und wie tief er mit den Besten seiner Zeit durch das Schwankende, Unklare und Traumhafte aller waterländischen Hoffnungen litt.

Der militärische Beruf, dem Platen durch seine Geburt und die Weltlage während seiner Knabentage zugeführt worden war, füllte weder seine Seele aus, noch gewährte er ihm Ausichten für die Zukunft. In den ersten Marschtagen des Feldzugs von 1815 schreibt er in sein Tagebuch: „Ost entsteht in mir ein gewisses Gefühl, das ich Sehnsucht nach Ruhe nennen möchte, und das ich zuweilen kaum bekämpfen kann. Ich liebe die Wissenschaften und das Studium und in der That, der Gedanke fällt mir hart, dieselben vielleicht jahrelang gänzlich entbehren zu müssen und jahrelang ohne Heimat zu sein.“ Am 6. Oktober 1815 schreibt er in Gyn in Frankreich: „Weider wandten wir

uns nicht nach unsrer Heimat, sondern wir sind auf dem Wege, in unsre alten Kantonnirungen zurückzukehren. Es ist sehr traurig. Wie schrecklich wäre es, den Winter über ohne Bücher, ohne Freunde in Frankreich zu verweilen. Ich malte mir schon goldne Träume von meiner Zurückkunft nach München, vom Wiedersehen meiner Bekannten und von dem verdoppelten Eifer, mit dem ich mich nach halbjähriger Versäumnis den Studien widmen wollte. Ich hatte mich betrogen wie immer. Dennoch sagt man, daß wir am 15. dieses unsren Rückmarsch an den Rhein antreten werden, und dies ist mein Trost und mein letzter Anker.“ Die Überzeugung, daß das kriegerische Zeitalter einen großen Teil der deutschen Jugend verdorben habe, daß man im Soldatenstande, wo Eigenheit und Individualität ohnehin erstickt würden, auf so viele gewöhnliche und geistesarme Menschen stoße (7. Dezember 1815), kehrt an hundert Stellen der „Tagebücher“ wieder, immer aufs neue ist er versucht, alle jungen Leute seines Standes für leicht und gefühllos zu halten, Müßiggang und sinnlicher Lebensgenuß scheint ihm Hauptzweck bei allen (13. April 1816), er verzweifelt, als er nach der Rückkehr von der Schweizerreise in aller Frühe zur Abrihtung der Rekruten gehen muß, „der Wechsel ist zu schnell, zu groß. Vom höchsten Lebensgenuß, von der höchsten Freiheit zu dieser trüben Sklaverei. Ich sah die Menschen in ihrem glücklichsten Zustand und soll nun selbst beitragen, sie in ihren traurigsten zu versetzen“ usw. (6. August 1816). Schon dem Achtzehr- und Neunzehnjährigen ist nie wohl, als wenn er dienstfrei oder den Dienst hinter sich, sich ausschließlich seinen geschichtlichen und litterarischen Studien oder seinen poetischen Versuchen widmen darf, es war auch nicht ein soldatischer Blutstropfen in ihm.

Nicht, daß er schon in diesen seinen Anfängen der selbstbewußte Dichter gewesen wäre, der sich später selbst die Grabchrift schrieb:

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge  
Der bösen Zeit, in welcher ich entproffen,  
Doch schon als Jüngling hab ich Ruhm genossen,  
Und auf die Sprache drückt ich mein Gepräge.

Nein, er empfand damals die dilettantische Schwäche und die innere Leere seiner Versuche viel schärfer, als es junge Dichter sonst thun. Noch unter dem 14. Februar 1817 lesen wir: „Der Entschluß, nichts mehr zu schreiben und besonders keine Verse mehr, wird immer fester in mir. Ich gewinne dadurch Zeit und Zufriedenheit. Ein großer Dichter würde ich doch nicht geworden sein, und ein mittelmäßiger zu werden, wer wollte diesen Ruhm haben? Wollte Gott, alle Poetafter unsers Zeitalters entsagten auf ewig ihrem Apoll. Es würden dann mehr als ein halb tausend Federn vakant werden. Da sie es aber nicht thun, so will ich zum mindesten zeigen, daß ich mehr Kraft in mir fühle als sie.“ Wohl hielt der Entschluß der Entsagung nicht über das

Sommeridyll desselben Jahres in Schliersee vor, aber die Art, wie Platen in diesem Lebensfrühling nach geistiger Bervollkommnung rang und die künstlerischen Anforderungen an seine eignen Gedichte stets höher spannte, mit entschiedner Scheu vor der Öffentlichkeit sein eigener strengster Kritiker war, muß ihm im Urteil der Nachwelt zu gute kommen. Unverkennbar geht ein Zug zum akademischen Dichter, zur gehaltenen Würde, die Platen später eigentümlich war, schon durch seine Jugend. Vorliebe für alles, was sich äußerlich vornehm und formvoll anläßt, entschiedne Abneigung gegen jede Art realistischer Fülle und kräftigen, derben Lebens sind ihm schon damals eigen. Der kalte, scharfe Ernst von Boileaus Art poetique und der höfische Zierschritt und Wohlklang von Guarinis Pastor fido begeistert ihn, den „Eulenspiegel,“ den er in einem Verzweiflungsakt der langen Weile auf dem Marsche liest, findet er „überaus dumm und abgeschmackt.“ An den Kogebueschen Stücken, die um diese Zeit das Theater beherrschten, fällt ihm „die äußerst schleuderische und hingeworfne Diktion“ viel früher unangenehm auf als ihre platte Lebensanschauung und ihre zwischen Mährseligkeit und Frechheit hin und her pendelnde Alltagsgefinnung. Dem ernstestn Fleiß, mit dem er Wissenschaften betreibt und Sprachen erlernt, der stillen Empfänglichkeit, mit der er sich einzelnen Natur- und Lebensindrücken überläßt, gefällt sich nicht von Haus aus die eigentümliche Einbildungs- und Erfassungskraft, mit der der reichere, naivere und sinnlich unmittelbare Dichter jedem Zustand und der ganzen Fülle der Lebenserscheinungen poetische Stimmung und poetische Züge abgewinnt.

Nun sollen uns freilich die „Tagebücher“ Platens überzeugen, daß die bisherige Auffassung seiner Natur falsch gewesen sei, daß seine „übermächtige Phantasie“ sein inneres Leben in tragischer Weise beeinflusst habe, in ihrem rein individuellen und deshalb oft geradezu erschütternden Ausdruck „der wahre Schlüssel erst zum Verständnis des bisher für das große Publikum »kalten,« in der That aber leidenschaftlichsten deutschen Dichters gefunden werde.“ Und damit berühren wir den Grund, der die frühern Besizer und ausschließlichen Kenner der „Tagebücher“ des Dichters, Platens Freunde Pfeufer und Graf Friedrich Fugger und seinen Gönner Schelling, wie die gegenwärtigen Herausgeber meinen, in „übertriebner Behutsamkeit“ abgehalten hat, die Tagebücher zu veröffentlichen. Denn der rote Faden, der sich durch die Niederschriften dieser ersten neunhundert Seiten der Tagebücher hindurchzieht, ist die psychisch-physische Besonderheit Platens, die ihm seinerzeit die schamlos gehässigen Angriffe Heines zugezogen hat, die auch für Menschen, die weit entfernt von Heines gewissenloser Trivolitat waren, Platens menschliche Erscheinung umschattete und verdunkelte. Der Dichter hat sich einen „Märtyrer seines Gros“ genannt. In zwei Stellen des vorliegenden Bandes tritt dies peinliche Märtyrertum (das durch keine noch so tiefe Überzeugung von der Reinheit der Platenschen Phantasieleidenschaften für lebenswürdige

Persönlichkeiten seines eignen Geschlechts zur „Unbefangtheit,“ die L. von Scheffler fordert, gesteigert werden kann) in die entscheidende Beleuchtung. Wenn Platen am 27. April 1815 nach einem glücklichen Nachmittag und Abend auf dem Schlosse des Herrn und der Frau von Gemmingen seinem Tagebuch anvertraut: „Ich kann sagen, daß ich mich den ganzen Tag vorzüglich unterhielt. Ich sah vor mir die süßen Freuden des Familienglücks und des annehmlichen Landlebens, und ich dachte mich im Geiste an die Seite einer geliebten Gattin und wohlgeratner Kinder auf einem gartenumgebenen Landstüz. Dieser Friede wird nie mein Leben beseligen“ — und am 28. März 1816 sich eingesteht: „O du gewaltiger Amor, mit wie viel tausend und tausend Schlingen durchwebst du die ganze Welt! Wen bannst du nicht in deinen Zauberring? Mich nicht. Zwitterhafte Gefühle nährst du in meinem Busen, vor denen mancher schauern würde; aber Gott weiß es, meine Neigung ist rein und gut!“ so ist damit die unselige Konstellation bezeichnet, unter deren Einfluß der Dichter stand. Wir verwahren uns ausdrücklich gegen den Verdacht einer Mißdeutung. Nur eine gemeine Seele kann nach der Lektüre dieser „Tagebücher“ in Zweifel ziehen, daß es dem Dichter um seine sittliche Würde heiliger Ernst war. Wer wird es noch wagen, daran zu zweifeln, wenn er sich erinnert, was sich der junge Offizier am 10. Dezember 1815 schwört: „Ich schwur und schwöre Gott Bestrebung nach Heiligung und Tugend, eifriges Bestreben der Annäherung an ihn, Fleiß und Berufstreue, Wahrheitsliebe und strenge Sitten, möge er, der himmlische Vater, mir reinen Glauben verleihen und seine Gnade,“ wer würde sich unterfangen, zahlreiche Stellen der Tagebücher für Heuchelei zu erklären, aus denen hervorgeht, daß Platens Neigungen zu jüngern schönen und anmutigen Freunden einen Charakter von Leidenschaft trugen, der ihn zu ewiger Unbefriedigung verurteilte, aber mit einem Laster nichts, gar nichts gemein hatte? Im Oktober 1817 schreibt der Dichter in Erinnerung an eine verlorne und vergangne „Liebe“: „Ohne alle Sinnlichkeit kann keine Liebe sein. Aber niemals und auf keine Weise hat mir Federigo gemein sinnliche Triebe erweckt. Aber wenn es bei andern so weit mit mir kommen sollte! O dann verschlinge mich eher der Abgrund. Ich würde verloren sein. Ich würde mich elend in mir selbst verzehren, ich würde nie zu meinem Zwecke gelangen und würde auch schauern, ihn zu erreichen. Wie sehr schon eine edlere Liebe an den Rand des Verderbens und der Verzweiflung führen kann, weiß ich; aber wie fürchterlich eine sinnliche Glut den ganzen Menschen zerstören muß, das erfuhr ich nicht; aber ich habe davon eine grausame Ahnung. Es giebt soviel in der Welt, was mich wünschen macht, daß ich niemals geboren wäre.“

Wenn wir die Wahrheit dieser durch eine lange Reihe gleichlautender oder verwandter Stellen der Tagebücher bekräftigten Selbstgeständnisse keinen Augenblick in Zweifel ziehen, so bleibt zwar der halb erschütternde und halb

peinliche Eindruck, daß Platen durch einen dunkeln Zug seines Wesens gezwungen wurde, zwei Empfindungen und Sehnsüchten zu mischen, die, wie nahe verwandt sie immer sein mögen, die Natur, jede einfache, ursprüngliche, wie jede geläuterte Empfindung einmal für allemal getrennt haben. Platen seufzt (23. Mai 1816) tief auf über die vernunftlose Leidenschaft, die träumende Thorheit, einen jungen Mann (ach nicht einen, es sind ihrer schon in diesem ersten Bande nahezu ein Duzend!), der seinen Augen wohlgefällt, der ihn durch gar nichts zu glauben berechtigt, daß er sein Freund werden könne, heiß zu lieben. „Diese Schwäche, die ich mit verliebter Nachsicht behandle, wirft den schwärzesten Schatten auf mein jetziges Leben, und alle, die mich von der Seite kennen lernen werden, müssen mich verachten. Nie wird es mir gelingen, Freundschaft und Liebe zu vereinigen. Das süße Sehnen der Liebe ist nun einmal der Freundschaft nicht gegeben, und ewig wird der Liebe die Dauer und Treue der Freundschaft fehlen. Die innige Vereinigung beider Gefühle würde zu selig sein für ein Menschenherz. Ich weiß das alles, ich erkenne meinen Wahn, und doch!“ In verhängnisvoller Willenlosigkeit, wie sie nur der Leidenschaft für ein Weib zu eigen sein kann (und selbst da, wenn nichts andres hinzutritt, kaum Liebe genannt werden sollte), hängt sich Platens Phantasie an stattliche männliche Erscheinungen, schwärmt er von seinen schönen blonden Freunden. Aber auch in diesem Wahn, diesem Phantasierausch, anziehenden Gestalten und Gesichtern alle erdenklichen moralischen Qualitäten beizumessen, fehlt eine ideale, dem eignen Bildungs- und Vervollkommnungsdrange verwandte Seite nicht. Am 16. März 1816 verteidigt Platen die aus Betrachtung der reinen Gesichtszüge, aus der Anziehungskraft von Mienen, Geberden und Blicken entspringende leidenschaftliche Sehnsucht nach intimster Freundschaft mit einem jungen Manne vor sich selbst mit den Worten, daß die Leidenschaftlichkeit der Freundschaft keinen Abbruch thun könne, ja ihr sogar einen Reiz mehr verschaffen müsse. „Übrigens aber ist meine Leidenschaftlichkeit nicht Leidenschaft für Wilhelms Person, sondern nur der heiße Drang des ungestillten Wunsches. Sei dem, wie ihm wolle, ich fühle, daß diese Neigung etwas Edles ist und sich auf edle Weise in mir gestaltet. Ihr Bestreben ist, ihres Gegenstandes so würdig als möglich zu werden und wo möglich die Fehler und Schwachheiten des Gegenstandes selbst zu veredeln und zu bessern. Es wäre mein höchster Triumph, meinen Wilhelm zum besten der Menschen zu machen.“

Selbst wenn die Mitteilungen der „Tagebücher“ auf solche und ähnliche Äußerungen beschränkt wären, so würden wir zur Genüge wissen, unter welchem Drucke Platens Jugendleben gestanden hat. Nun aber ziehen sich Bogen für Bogen die Niederschriften über die innern Leiden und Kämpfe hin, die er zu bestehen hatte. Wir sehen, wie ihm, dem ausgesprochenen Nichtsoldaten, doch die Stunde der Parade die liebste ist, weil er da Gelegenheit hat, die Gegen-

stände seiner Sehnsucht zu sehen, mit denen er teilweise nie ein Wort, teilweise nur gleichgiltige Reden unter Kameraden wechselt. Wir sehen ihn in brennender und immer vergeblicher Sehnsucht nach einem Entgegenkommen der Leutnants oder jungen Hauptleute lechzen, denen seine „Liebe“ gilt. Der Fittich düsterster Melancholie bedeckt ihn. Sein trübes, unstätes, wortkarges Umhergehen fällt mehreren, nur denen nicht auf, von denen er am liebsten bemerkt sein möchte. Oder „mit unaussprechlicher Wonne ruhen,“ nachdem es der gütige Himmel gefügt hat, daß Platen fast neben seinem blonden Freunde zu stehen kommt, „seine Blicke auf B.s Zügen. Und dennoch mitten unter diesen Freuden hörte ich eine geheime Stimme, die mir flüsternd: »Er wird nie, nie wird er der deine werden. Zu vieles trennt euch.« Wahrlich nahm er auch meiner gar nicht in acht, nur einmal bemerkte ich, daß er mich betrachtete!“ (28. Januar 1816.) Und dann der Sturz aus den Himmeln: „Trotz seiner Kälte hoffte ich noch; ich hoffte auf sein edles Herz, ich hoffte mir noch verdienen zu können, was ich wünschte. Wie sehr betrog ich mich! Noch ein anderer Glaube ward mir geraubt, ein schönerer noch als der an seine Freundschaft, der Glaube an seine Vortrefflichkeit. Seine Sitten sind äußerst verderbt, seine Gespräche roh und flach; er ist gefühllos wie ein Stein und hat keinen Begriff von Liebe und Freundschaft. Er hat keinen Begriff davon, wie das Glück des Menschen nur durch Menschen könne begründet und gekrönt werden.“ (9. April 1816.) Und so Tag für Tag, jahraus jahrein der gleiche eintönige Kreislauf plötzlich aufflammender Sympathie für Wohlgestalt der Erscheinung, für den Ausdruck eines Jünglingsgesichts, schmerzlicher Sehnsucht, brennender Ungeduld und plötzlicher oder allmählicher Enttäuschung, die doch keine volle Ernüchterung bringt. Unablässig die Wiederholung von Wünschen, bei denen „die Unmöglichkeit der Erfüllung der Sporn des Verlangens“ ist. Für irgend einen Bengel, der in brüllendes Gelächter ausgebrochen wäre, wenn er gewußt hätte, wie sich der stolze, ernste Dichter nach dem Umgang mit ihm sehnt und darüber die Freunde vernachlässigt, denen er aus bessern Gründen angehört, als aus einem krankhaften Triebe der Phantasie, versucht Platen Gretchens Blumenorakel (24. Mai 1815), hat schwere Träume und erinnert sich mit Wonne, daß jener Mensch einmal mit ihm zugleich eine Treppe hinabgesprungen ist (20. September 1815), verzehrt sich in Melancholie, daß er ihm nicht einmal auf der Straße begegnet (16. Januar 1816). Und immer wieder tritt eine andre Täuschung an die Stelle der überwundenen. Mit Spott und Wehmut zugleich erfüllt uns diese Tragik, die doch keine volle Tragik ist. Und wir können uns nicht der Frage entziehen, ob denn wirklich die Freunde Platens, die dergleichen mit besorgten Empfindungen lasen, durchaus im Irrtum und ernstlich zu tadeln gewesen sind, wenn sie die trostlosen Einzelheiten dieser Freundschaftsromane der Welt vorenthielten?

Die Herausgeber der „Tagebücher“ glauben mit der Herausgabe dem

Anderten Platens einen Dienst zu leisten und eine neue Zeit gesteigerter Bewunderung und tiefern Verständnisses für den Dichter heraufzuführen. Wir können diesen Glauben nicht teilen, obwohl wir in einer Periode leben, die wieder einmal alles, was Unnatur und phantastische Willkür ist, in den Vordergrund rückt und der frischen, unmittelbaren Empfindung das Lebensrecht versagt.

Die Ausgabe der Tagebücher ist von musterhafter Sorgfalt und durch eine reiche Zahl erläuternder Anmerkungen und genauer Nachweise ausgezeichnet. Dennoch haben sich Druckfehler eingeschlichen. Nur ein paar Beispiele. In der Anmerkung über den Grafen Senft-Pilsach (S. 7) ist gesagt, er sei 1809 aus Widerwillen gegen die preussische Hegemonie in Norddeutschland in österreichische Dienste gegangen. Es soll 1813 heißen, und auch da ist der Ausdruck noch ungenau. Der Dresdner K. G. Th. Winkler ist niemals Intendant, sondern immer nur Theatersekretair gewesen (S. 318). Der Dichter des „Geraubten Eimers“ soll natürlich Alessandro Tassoni, nicht Tasso (S. 316) heißen. Der König Jerome von Westfalen hat mit den Schlachten von Granjon und Murten nichts zu thun, die Anmerkungsnummer (S. 605) steht nach einem falschen Sage. Auch dürften ein paar der kurzen Belehrungen weniger diktatorisch gehalten sein. Inwiefern hat z. B. La Harpe, dessen Tragödien „Barwick,“ „Timoleon,“ „Pharamond,“ „Menzikoff“ und „Die Barmeciden“ in den sechziger und siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts gegeben wurden und erschienen, und der seine vielberühmten Vorlesungen über Litteratur am Lycee schon in den achtziger Jahren begann, gerade zur Zeit der großen Revolution geblüht? (S. 302). Oder wie trifft die Charakteristik der englischen Lakisten, der Seeschule, daß sie ihre poetischen Schilderungen hauptsächlich den reizenden Seelandschaften von Cumberland und Westmoreland verdanken (S. 129), auf den exotischen Epiker R. Southey zu? Das alles sind ja Kleinigkeiten, aber da sie bei der ersten Durchsicht auffallen, so wären sie wohl auch zu vermeiden gewesen. An dem allgemeinen Eindruck der Platenschen „Tagebücher“ ändern sie nichts. Der Zweifel, ob man sich der großen und vornehmen Publikation mehr freuen oder sie mehr beklagen soll, bleibt die letzte wie die erste Wirkung des Buches und läßt uns auch den weitern Bänden mit getheilten Empfindungen entgegensehen.

